

Tod und Tabu. Das Ethos des Soldaten und die Todesfrage¹

EDWIN MICEWSKI

Das gesellschaftliche Tabu, sich mit dem Tod auseinanderzusetzen, macht auch vor dem Militärischen nicht halt, wie die bewaffneten Konflikte der jüngeren Zeit eindrucksvoll belegen. Die politischen Administrationen der westlichen Länder befürchteten, ihren Gesellschaften den Tod eigener Gefallener zumuten zu müssen, weshalb man beispielsweise zögerte, den Einsatz von Bodentruppen gegen Serbien anzuordnen. Bedenkt man, daß es Zeiten und Länder gegeben hat, in denen man den einzelnen Soldaten als Kanonenfutter ansah, ist diese Entwicklung allerdings prinzipiell sehr zu begrüßen.

Es scheint nur zu verständlich, die jahrhundertealte Tradition der abendländischen Welt vom Gerechten Krieg mit ihrem ethischen Postulat der „Angemessenheit der Mittel“ nicht allein auf entsprechend angemessene und geeignete Kampfverfahren, mit denen in der Gewaltanwendung einem Aggressor entgegengetreten wird, anzuwenden, sondern auch auf den Schutz der eigenen Soldaten auszudehnen und im Sinne der Minimierung von Verlusten auszulegen. Wenn die Politik in ihrer „ultima ratio“ den Krieg gemäß Clausewitz' Diktum als „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ führt und dabei den Soldaten dem Dilemma von militärischer Auftragserfüllung und Überlebensfähigkeit mit geradezu sittlicher Selbstverständlichkeit aussetzt, liegt es nahe, dem militärischen Element staatlicher Sicherheitspolitik auch die nötigen Mittel für adäquate Ausrüstung und Schutzmaßnahmen für all jene Fälle zur Verfügung zu stellen, in denen die Zumutung des Gewalteinsatzes unausweichlich wird.

Ungeachtet der bisher erfolgten philosophischen Grundlegung der Seminarproblematik erscheint mir eine Hinführung zur besonderen Situation des Militärischen im Zusammenhang mit dem Seminarthema nur möglich auf Basis eines persönlichen, metaphysisch-phänomenologischen Zuganges.

Ich bin zutiefst überzeugt, daß die fortschreitende Tabuisierung des Todes, bzw. die Tabuisierung der Auseinandersetzung mit ihm, eine homogene Begleiterscheinung des Prozesses der zunehmenden Individualisierung und Rationalisierung unserer Lebenswelt ist. Das Ergebnis der Bewegung vom Idealismus zum Realismus (die Kategorien philosophisch und nicht im populär-politischen Sinne genommen), Resultat des Strebens vom Mythos zum Logos, der technokratischen Verwissenschaftlichung unserer westlichen Welt, ein Vorgang, der ja im Innersten auf durchstrukturierten Materialismus abzielt, auf die völlig positivistisch-naturwissenschaftliche Durchdringung und Ergründung unserer Existenz.

Dabei erscheint der Prozeß der kollektiven Flucht aus der letztlich unlösbaren Dichotomie von Immanenz und Transzendenz der menschlichen Existenz aus gewissem Blickwinkel nur allzu verständlich. Die Vernunftbegabung, Segen einerseits, ist zugleich auch des Menschen Fluch. Sie zwingt ihn, sich mit dieser Antinomie auseinanderzusetzen. Seine Körperlichkeit veranlaßt ihn, leben zu wollen, am besten für immer; seine Geistigkeit veranlaßt ihn, mit der Endlichkeit seiner Existenz fertig zu werden; und sei es dadurch, ihn an dieses Ende so selten wie möglich zu gemahnen.

Die Abkehr von den früheren Formen metaphysischer Anthropologie, von religiös-transzendenten Weltdeutungen, hin zu den Resultaten des Zeitalters des Positivismus, die in hohem Maße mit dem Verlust „vertikaler“ Bindungen einhergehen, den Wert des Lebens und der menschlichen Existenz rein in das Diesseits hineinverlegen, der säkulare Existentialismus, den wir, bewußt oder unbewußt, unserer Lebensführung zugrunde legen; all dies führt notgedrungen und unausweichlich zu einer Konzentration auf „dieses“ Leben, und läßt das Ende dieses Lebens als etwas Schreckliches, etwas endgültig Absolutes, etwas, das das absolut gültige Ende herbeiführt, erachten. Wenn der Tod nur die Tür zum Nichts ist, dann muß er auch zum Absturz ins Nichts werden. Dies zwingt den Menschen geradezu, in der Welt verklammert zu bleiben, in deren Nichtigkeiten er sich zu verlieren droht - auch für den Preis, daß ihm die Ganzheit seines Daseins wesentlich verschlossen bleibt. Wie läßt doch der wohl größte aller Dichter des Deutschen, der Deutschen, und wie ich meine auch der Österreicher, dessen 250. Geburtstag wir soeben feierten, seinen Doktor Faustus sagen:

„Du bist Dir nur des einen Trieb bewußt;
O lerne nie den anderen kennen!
Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen,
Die eine hält, in derber Liebeslust,
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust,
zu den Gefilden hoher Ahnen.“

(Faust, Der Tragödie erster Teil, Vor dem Tor)

Den wunderbarsten Weg, die für mich ergreifendste Wahrheit, mit der Gewißheit des „Seins zum Tode“, wie Heidegger es nennt, fertig zu werden, eröffnet uns die Transzendentalphilosophie. Nur wenn der Tod die quasi Rückkehr aus der veräußerlichten Vielfalt der raum-zeitlichen Welt - das was Schopenhauer in Anlehnung an die Scholastik als das *principium individuationis*, das Prinzip der Vereinzelung, bezeichnet hat - zur verinnerlichten Einheit bedeutet, wird er letztlich lebbar, somit tragbar, akzeptierbar. Nur wenn unser Dasein und Hiersein von Anfang an auf die Rückkehr ins Unendliche sich hinrichtet, kann der Tod das Leben nicht nur abrunden und zu seiner Ganzheit bringen, sondern uns auch gleichzeitig den letzten Sinn geben. Der Qualität des Lebens wird Vorrang eingeräumt, anstatt dessen quantitativer Dauer.

Aber nicht nur bezüglich des eigenen Todes eröffnet sich Einsicht, vielmehr erschließt sich uns die ethische Bedeutsamkeit unseres Daseins in voller Ausprägung. Wer im *principium individuationis* verfangen ist und bleibt, für den ist der Tod immer nur der Tod des anderen. Er gemahnt an rein gar nichts.

Aus diesem Blickwinkel ist die Tabuisierung des Todes dann vielleicht gar keine Tabuisierung, sie erscheint vielmehr als ontologische Selbstverständlichkeit für das ungeläuterte Bewußtsein. Dieses nämlich, im *principium individuationis* verfangen, läßt unsere Wünsche, Hoffnungen und Begehungen unmittelbar in unser Bewußtsein treten, während hingegen der Andere, in seinem Leid und seiner Endlichkeit, nur mittelbar, im Wege der Vorstellung, in unser Bewußtsein tritt. Bis der Tod zum unmittelbaren Erlebnis wird - den wir dann allerdings mit den uns bekannten Erkenntnismitteln nicht mehr erleben können -, ist der Tod daher immer etwas Mittelbares. Wann immer dem Tod begegnet wird, ist es der Tod des Fremden, des Anderen. In diesem Lichte erscheint die Tabuisierung des Todes daher vielleicht auch nur als teleologische Notwendigkeit, als natürliche Disposition, die uns befähigt, mit der Gewißheit unseres Lebens zum Tode überhaupt fertig werden zu können; zumindest solange, bis uns höhere Einsicht den Schrecken vor ihm nimmt.

Nochmals, damit wird uns nicht nur eine ontologische Perspektive eröffnet, sondern auch begreiflich gemacht, daß dieses „Leben zum Tode“ letztlich nur als ethisches Phänomen rechtfertigbar ist. Nur die Einheit von Immanenz und Transzendenz kann uns die Sinndimensionen des Daseins auf verantwortliche Weise erschließen. Erst und nur wenn der Tod tatsächlich einen absoluten Endpunkt darstellt, werden rücksichtsloser Hedonismus und Egozentrismus möglich, dann läßt sich Sinn auf Lust reduzieren, samt all den Folgen, mit denen wir uns täglich, zumindest mittelbar, konfrontiert sehen.

In diesem Kontext sehe ich mich gezwungen, nun auch das Militär, den Soldaten, zu sehen als einen, der, idealtypisch gesprochen, den tiefsten Ernst und die größte Herausforderung seiner Existenz in der (zwar vom Staat monopolisierten, domestizierten und legalisierten, aber doch) Gewaltanwendung, der die Tötung Anderer und der eigene Tod potentiell inhärent sind, zu gewärtigen hat. Also: Das zu Vermeidende, daher Tabuisierte, wird also, wieder idealtypisch gesprochen, durch den Militär geradezu gesucht.

Daß dieses Moment dem Militärischen letztlich nicht zu nehmen ist, darauf beruht auch die tendentielle Inkompatibilität, die zu den oft unterschweligen Ressentiments, mit denen sich Soldat und Streitkräfte in modernen Gesellschaften konfrontiert sehen, führt. Ich muß an dieser Stelle den Hinweis anbringen, daß natürlich - auch unter Kollegen - die weitverbreitete Auffassung besteht, daß Soldatsein ein „Beruf wie jeder andere ist“, einem Jobdenken zu- und untergeordnet wird, in dem der Soldat keinen größeren oder gefährlicheren Anforderungen ausgesetzt ist als jeder andere. Natürlich kann ich dem nicht zustimmen, halte es vielmehr für grundfalsch, wengleich hier nicht der Ort ist, dies näher zu begründen. Im Kontext dieser Veranstaltung will ich aber auch nicht auf die Selbstverständlichkeit der quantitativ vorherrschenden Faktizität der friedlichen Koexistenz des Militärischen eingehen, sondern auf die eigentlich metaphysische Natur des Militärischen, die von ihrem Wesenskern her unveränderlich und eben in der Bewährung in der Ausnahmesituation eines bewaffneten Konfliktes zu sehen ist.

Ich überhöhe also die Thematik bewußt, um ihren innersten Gehalt darzustellen, ungeachtet der Tatsache, daß diese Überlegungen sicherlich nicht im Vordergrund des bewußten Denkens des Soldaten stehen. Aber wir berühren hier ja auch ein Problem, das den tiefsten Grund des Menschseins berührt, das wir zwar als soziales Phänomen beobachten, dessen eigentliche Begründungszusammenhänge wir aber rein empirisch-wissenschaftlich nicht auszuloten, geschweige denn in ihrer Gesamtheit zu erfassen in der Lage sind.

Wenn ich zurückkomme auf den Versuch, die Existenz des Menschen in seiner Totalität zu erfassen, so wird begreiflich, daß er eine Antwort auf die Sinnfrage seiner Existenz braucht. Ich bin zutiefst überzeugt, daß das Bedürfnis nach einem System der Orientierung und Hingabe eine wesentliche Konstante der menschlichen Existenz ausmacht. Es dürfte sich geradezu um eine Antriebsquelle ersten Ranges handeln, zieht man in Betracht, daß der Mensch sich zwar entscheiden kann, für welche Werte und Ideale er eintritt, aber nicht, ob er überhaupt Ideale und Wertvorstellungen haben will oder nicht. Notwendigerweise sind alle Menschen „Idealisten“ (der Begriff hier nun im populären Sinn genommen) und suchen nach etwas, das über das rein Körperliche hinausgeht. Auch die fundamentalsten, körperlich-materiellen Manifestationen des Menschlichen sind niemals allein Ausdruck des Fleisches, sondern des Geistes. Nichts Dümmeres oder Kurzsichtigeres daher, um ein Beispiel zu geben, als die Parole „Kein Blut für Öl“, die während des Golfkrieges des Jahres 1991 aufkam, den Vorwurf ausdrückend, die von den Führungsmächten der westlichen Welt getriebene Allianz der Staaten würde lediglich der materiellen Motivation folgen, die Ölgründe des Persischen Golfes in eigener Hand behalten zu wollen. Menschen kämpften niemals und werden niemals aus rein materiellem Antrieb kämpfen - es steht immer eine Idee dahinter. Daher besagt auch das bloße Vorhandensein eines Ideals, eines religiösen Gefühls an sich, noch

gar nichts - weder im Guten noch im Bösen. Auch die tiefste Form des dialektischen Materialismus wird noch bemüht sein, sich den Anspruch der höheren Einsicht und idealistischen Rechtfertigung zu verleihen.

Sie ersehen schon, worauf ich hinaus will, besser formuliert, wozu mich meine Einsichten hinführen: Die Identität des Militärischen, die Manifestation des soldatischen Ethos, als eine - bewußte oder unbewußte - Ausdrucksform der ethischen Sinnggebung des Lebens. Dies ist sogar kompatibel mit dem psychoanalytischen Ansatz von Freud, demzufolge der Todestrieb eines der beiden Momente für das unablässige Drängen der Menschennatur darstellt. In der Tat, ich glaube daß diese Momente dem Antrieb „Soldat sein zu wollen“ eigentlich und wesentlich zugrunde liegen. Wie wiederum Freud sagt: „Nicht nur das Tiefste, auch das Höchste am Ich kann unbewußt sein“ (S. Freud, Das Ich und das Es, in: Gesammelte Werke, Bd. 13).

Wie wir wissen, steht Freud in einer Linie mit den uns tiefe psychologische Einsichten vermittelnden Philosophen Schopenhauer und Nietzsche, wenn er die unbewußte - philosophisch gesprochen: intuitive - Motivation für ethisches Handeln anspricht und zu begründen sucht. Wobei an dieser Stelle die Beantwortung der Frage, ob die Motivation lediglich dem autoritären Diktat des Über-Ich-Gewissens oder einer ethischen Norm, die autonom entwickelt wurde, entspringt, außer Acht gelassen werden kann.

Es mag auch die zweite Seite von Freuds Antriebsmodell, wiederum ideell überhöht, im Soldatsein Befriedigung finden, nämlich der Aggressions- und Machtttrieb. Ich denke dabei weniger daran, daß der Soldat im Kriege jemand anderem Leid zufügen, ihn potentiell sogar töten kann, sondern vielmehr daran, daß das sich „Dem-Tode-Ausliefern“ zum Moment der Genugtuung wird, nämlich dann, wenn man ihn, den Tod, gleichsam besiegt.

„Der Augenblick des Überlebens ist der Augenblick der Macht, der Schrecken über den Anblick des Todes löst sich in Befriedigung auf, denn man ist nicht selbst der Tote“, sagt Elias Canetti in seinem epochalen Werk „Masse und Macht“. Er entwickelt den Gedanken, daß alle Absichten des Menschen, die auf Unsterblichkeit abzielen, wohl etwas von der Sucht enthalten müssen, überleben zu wollen. Man will nicht nur immer da sein, man will da sein, wenn andere nicht mehr da sind.

Im Kontext des Kriegers und Soldaten wird dieses „Überleben-Wollen“ einerseits, dieses „Sichopfern-Wollen“ andererseits, dieser wunderbare Dualismus von ethischer Sinnggebung, wenn schon nicht andauernd gelebt und bewiesen, so doch ständig geübt, unterbewußt reflektiert, in den kleinen Dosen der Entbehrungen und Einschränkungen, welche die Natur des Militärischen für den Soldaten in Ausbildung und Erziehung nahezu ständig bereithält, genossen. Das allen anderen überlegene Berufsethos des Soldatischen wird zur konstanten, unveränderlichen Sinnnehmung für den Einzelnen im Kosmos postmoderner Wertrelativierung und desorientierender Informations- und Reizüberflutung.

Wird Soldat-Sein heutzutage damit aber vielleicht zum Versuch, der allgemeinen Ohnmacht zu entfliehen, einer Ohnmacht des Dekadenten und Erschöpften, wie sie der Moderne eigen ist und wie sie eine ihrer Ausdrucksformen in der Scheu vor dem Tod, der Tabuisierung des Todes, findet?

Wenn der Augenblick der Konfrontation mit dem Getöteten den Lebenden, Überlebenden, wie Canetti behauptet, mit einer ganz eigentümlichen Art von Kraft, einer Kraft, die keiner anderen Art von Kraft gleichkommt, erfüllt, wenn es tatsächlich keinen Augenblick gibt, der mehr nach Wiederholung ruft als dieser, dann ist die Frage unausweichlich, ob nicht die Tendenz, sich dieser Konfrontation zu entziehen, ein Zeichen der Schwäche, des Verfalls ist.

Ich wage, abschließend, nochmals die zusammenfassende Feststellung, daß die Faszination des Soldatischen und Militärischen in erster Linie mit den Ideen des „Sich-dem-

Tod-Stellen“, dem sich potentiell „Aufopfern“, und dem „Sich-der-Ohnmacht-Entgegenstemmen“ zu tun hat.

Entspringt die Bestrebung, Soldat sein zu wollen, einem dem Ideal nahekommenden Impuls, dann kommt die Bestrebung wohl auch dem nahe, was der Metaphysiker Schopenhauer, im Rahmen seiner metaphysischen Weltdeutung, in höchster, philosophisch-poetischer Überhöhung, mit folgenden Worten beschreibt:

„Wer für sein Vaterland in den Tod geht, ist von der Täuschung frei geworden, welche das Dasein auf die eigene Person beschränkt: er dehnt sein eigenes Wesen auf seine Landsleute aus, in denen er fortlebt, ja, auf die kommenden Geschlechter derselben, für welche er wirkt; - wobei er den Tod betrachtet, wie das Winken der Augen, welches das Sehn nicht unterbricht“ (A. Schopenhauer, Über die Grundlage der Moral, 313).

ANMERKUNGEN

- 1 Vortrag anlässlich des interdisziplinären Symposiums „Der Tod: Das große Tabu der Gegenwart“, 13.-14. September 1999, Wien.